Abend-Ausgabe.

Berliner Tageblatt.

Nr. 342. Berlin, Dienstag, den 25. Juli 1882. XI. Jahrgang.

Politische Tagesübersicht.

Berlin, 25. Juli.

Jugendwehren.

Aus Anlaß unseres Artikels in der Morgenausgabe vom 23. Juli c., die militärische Ausbildung der Jugend in Deutschland analog derjenigen in Frankreich betreffend, erfahren wir aus sicherer Quelle, daß es bereits in der Absicht liegt, in Frankfurt a. M. eine Jugendwehr in das Leben zu rufen. Dieselbe soll eine kleidsame Uniform und Bewaffnung erhalten und den Zweck verfolgen, die körperliche Kraft der Jugend durch Exerzitien aller Art zu stählen, sowie dieselbe in Geist, Theorie und Praxis militärisch auszubilden.

Das provisorische Komitee, von welchem einzelne Mitglieder dem Offizierstande angehören, hat bereits auf Grund der sorgfältigst ausgearbeiteten Statuten unter dem 19. April cr. das königliche Polizei-Präsidium zu Frankfurt a. M. um dessen Genehmigung ersucht. Nach den Statuten wird beabsichtigt, ein Bataillon Infanterie, bestehend aus zwei Altersklassen von 12. bis 16. und vom 16. bis 20. Lebensjahre, in vier Kompagnien getheilt, zu formiren. Die Stärke desselben ist auf 814 Mann inclusive der Offiziere festgesetzt. Das Bataillon wird gebildet aus 2 Kommandeuren (frühere aktive Offiziere), 4 Hauptleuten, 12 Lieutenants, 1 Adjutant, 1 Fähnrich, 4 Feldwebeln, 16 Tambours und Pfeifern, 1 Tambourmajor, 48 Unteroffizieren, 96 Gefreiten, 720 Mann, 1 Oberlazarethgehilfen, 4 Lazarethgehilfen.

Leider sollte dieses so schöne, der deutschen Jugend so recht aus der Seele sprechende Unternehmen an der Nichtgenehmigung der Regierung zu Wiesbaden, welcher das Frankfurter Polizei-Präsidium die Angelegenheit unterbreitet hatte, scheitern. Der ablehnende Bescheid sprach sich in dem Sinne aus, daß zwar die patriotische Absicht des Komitees in vollstem Maße anerkannt werde, die Genehmigung zu der geplanten Jugendwehr jedoch, namentlich zu Versammlungen mit Waffen im Freien, nicht ertheilt werden könne. Die Wiesbadener Regierung trägt hiernach hauptsächlich wegen der Bewaffnungsfrage Bedenken. Dessenungeachtet richtete das Komitee ein zweites Gesuch an dieselbe, worin anläßlich der Bewaffnungsfrage imitirte Gewehre in Form der Mausergewehre, jedoch nicht schußfähig, vorgeschlagen wurden; allein auch hierin erblickte die Regierung zu Wiesbaden Gefahr, indem dieselbe dem Komitee mittheilte, daß imitirte Gewehre immerhin Waffen seien, und somit die Genehmigung zu der geplanten Jugendwehr auch in diesem Sinne nicht ertheilt werden könne.

Das trotzdem nicht entmuthigte Komitee wandte sich hierauf an den General-Feldmarschall Grafen Moltke, diesen bittend, demselben doch seine maßgebende Ansicht darüber kundzugeben, ob etwa auch militärischer Seits Bedenken gegen die geplante Jugendwehr obwalteten. Dasselbe erhielt von Sr. Excellenz die sehr liebenswürdige, eigenhändig geschriebene Antwort, daß es vom militärischen Standpunkte aus als sehr wünschenswerth erachtet würde, wenn das geplante Unternehmen, und zwar grade in der Weise, wie es das Komitee beabsichtige, zu Stande käme. Wenn indessen von Seiten der Wiesbadener Regierung dem Statut trotz der von derselben in so hohem Maße anerkannten patriotischen Absicht die Genehmigung vorenthalten würde, so müsse solches aus Gründen geschehen, welche sich seiner Kenntniß entzögen und auf welche einzuwirken ihm kein Recht zustehe.

Durch diesen so sehr treffenden und scharfsinnigen Bescheid des Herrn Grafen Moltke ermuthigt, hat sich das Komitee an das königliche Ministerium des Innern unter dem 22. Juni c. gewandt, um von der ministeriellen Instanz die versagte Genehmigung zu erhalten, worauf eine Resolution bis jetzt noch nicht erfolgt ist.

Möge unser Artikel vom 23. Juli cr. an den maßgebenden Stellen nicht unbeachtet vorübergehen, indem es nur im Interesse der deutschen Nation wäre, wenn derartige patriotische Unternehmungen seitens der Regierung bereitwilligst genehmigt würden, um so mehr aber, als dem Vaterlande aus derartigen Vereinigungen niemals Nachtheile, wohl aber Vortheile erwachsen werden.

* Von unterrichteter Seite wird bestätigt, daß Fürst Bismarck allerdings den festen Entschluß gefaßt hat, dem Reichstage schon während der noch ausstehenden zweiten Hälfte der diesjährigen Session einen Gesetzentwurf über die Erhebung einer Reichsschanksteuer vorzulegen. Er trägt sich dabei mit der Hoffnung, daß, wenn diese Schankbesteuer einmal angenommen wäre, auch die Bewilligung einer höheren Brausteuer nicht auf sich warten lassen würde. Denn bekanntlich ist noch vor wenigen Jahren bei Verwerfung der letzteren von tonangebenden Abgeordneten erklärt worden, daß sie einer Erhöhung der Brausteuer, wenn sie im Gefolge einer erhöhten Branntweinsteuer aufträte, ihre Zustimmung geben würden. Von der Schankbesteuer wird nun ganz sicherlich seitens der Regierung behauptet werden, daß sie den Branntwein höher belaste. Schon im Jahre 1880 erklärte der Reichskanzler, daß er die Erhöhung der Branntweinsteuer in Form einer Licenzabgabe der Steuer auf die Schankwirthschaften an den Bundesrath zu bringen versucht habe. Dieser habe jedoch den Wunsch geäußert, eine solche Abgabe lieber auf dem Wege der Landesgesetzgebung als Gewerbeabgabe einzuführen. Das preußische Ministerium machte in der That dem Landtage die Schankbesteuervorlage, indem Fürst Bismarck behauptete, das Bier sei in der Besteuerung gegen den Branntwein im Rückstande und müsse schon deshalb höher als der Schnaps besteuert werden, weil Gerstensaft vergleichsweise das Getränk des mehr wohlhabenden Mannes sei. Während schon jetzt in Preußen die Schankwirthschaften in Folge der Erhöhung vom Jahre 1868 in den Mittelsätzen je nach der Größe der Orte 12 bis 24 bis 36 und 54 M. jährlich Gewerbesteuer zahlen, wollte die Regierung in jener Vorlage neben dieser Steuer allen Wirthschaften ohne Unterschied, auch Kleinhandlungen, Cafés, Konditoreien, Restaurants, welche gelegentlich Likeur verschänken, noch eine besondere Schankfteuer auflegen, welche sich nach der Größe der Orte in den Mittelsätzen auf 72 bis 96 bis 120 bis 144 und 186 M. belaufen sollte. Die Vorlage ist bekanntlich nicht Gesetz geworden, und jetzt will Fürst Bismarck das Reich, wenn auch in veränderter Gestalt, damit beglücken. Diesmal will man nämlich eine feste Licenzgebühr erheben, welche nach der Größe der Orte 40 M. (bei Orten von weniger als 2000 Einwohnern), 60 M. (bei Städten von 2 bis 10,000 Einwohnern), und 100 M. (bei größeren Städten) betragen soll. Als Muster für diese Abstufungen dürfte die elsaß-lothringische Licenzsteuer gedient haben, und es ist nicht ohne Interesse, daß die Reichslande hier wieder einmal, wie beim Tabakmonopol, die Brücke von der französischen Kunst der Fiskalität zu den Anschauungen und Vorschlägen des Fürsten Bismarck bilden.

* Der vatikanische „Osservatore Romano" vom 22. d. bringt unter dem Titel „der heilige Stuhl und Preußen" folgenden Leitartikel:

Seit geraumer Zeit melden liberale, namentlich italienische Zeitungen über die Verhandlungen des heiligen Stuhles mit Preußen allerlei spezielle Einzelheiten, welche auf Verwechselung der Wahrheit mit eigenen Wünschen beruhen. Gleichzeitig phantasiren sie von einem Abbruch der Unterhandlungen, von Wiederaufleben des Konflikts, von maßlosen Ansprüchen des heiligen Stuhles, welche jede Verständigung unmöglich machen und sogar die Fortdauer der diplomatischen Beziehungen bedrohen sollen. Allerdings ist es wahr, daß bis jetzt kein vollkommener oder dauernder Frieden erreicht wurde, welcher ja überhaupt nur möglich ist, wenn erst die Ursachen des Zwistes zu existiren aufgehört haben. Einstweilen jedoch ist es augenscheinlich, daß wenigstens ein nicht kleiner Schritt auf dem Wege des Religionsfriedens gemacht wurde durch die Wiederherstellung der diplomatischen Verbindungen und durch die Besetzung der meisten vakanten Bischofssitze. Das Uebrige muß sich aus den schwebenden Unterhandlungen ergeben, welche sehr ernste Fragen betreffen, sowohl hinsichtlich ihres inneren Wesens, als hinsichtlich der vielfachen und sehr von einander verschiedenen Interessen, welche daran geknüpft sind. Dem heiligen Stuhle aber die Schuld zuschieben wollen, weil diese Unterhandlungen nicht beendet wurden, zeugt weder von Ernst noch von Gerechtigkeit. Man könnte den heiligen Stuhl der Unversöhnlichkeit und Maßlosigkeit anklagen, wenn derselbe sich weigerte, über eine Einigung hinsichtlich verschiedener streitiger Punkte auf Grund billiger Zugeständnisse in Verhandlung zu treten. Nichts aber ist mehr erwiesen als sein Wunsch, zu unterhandeln und alle Mittel zu prüfen, welche zur Einigung führen können. Uebrigens sind die wohlwollenden Absichten des heiligen Vaters, sowie die Hindernisse, welche beseitigt werden müssen, um vollen Frieden zu erlangen, vollkommen klar dargelegt in dem bekannten Briefe des Papstes an den Erzbischof von Köln. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß die Ausdehnung, die Vielseitigkeit und die Verworrenheit des Gegenstandes nicht geringe Schwierigkeiten bieten, sobald es sich darum handelt, die Einzelheiten festzustellen und den Weg einer praktischen Lösung zu finden. Dies Alles zu untersuchen, erfordert Zeit und Mittel. Um vor allen Dingen eine passendere Form zu bestimmen, bedarf es mancherlei Studien und nicht der Ueberstürzung. Dem heiligen Stuhle liegen die Pflichten der Klugheit und Umsicht ob, welche Niemand

---

Auf den Ruinen Alexandrias.

(Von unserem Spezial-Korrespondenten.)

Alexandria, 17. Juli.

Dreimal habe ich die Feder zur Hand genommen und wieder weggelegt, weil sich mir die Ueberzeugung aufdrängte, daß sie außer Stand sei, Ihnen auch nur ein annähernd anschauliches Bild des Zustandes zu geben, in dem ich heute Alexandria nach siebentägiger Abwesenheit wiedergefunden. Wenn ich es trotzdem versuche, Ihnen über meinen heutigen Spaziergang Bericht zu erstatten, so geschieht es blos in dem Bewußtsein, meiner Korrespondentenpflicht nachkommen. Selbst die beste Feder wäre nicht im Stande, die Gräuel der Verwüstung zu schildern. Man muß diese selbst gesehen haben!

Als wir uns heute früh der Stadt näherten, sahen wir ausgedehnte Rauchwolken über dieselbe aufsteigen. Alle an Bord, welche ihre Häuser in Gefahr wußten, erblaßten bei diesem Anblicke. Näher kommend, begegneten wir fünf englischen und spanischen Kriegsschiffen, welche vor dem Hafen kreuzten, und den wir ankerten. Mit dem Fernrohr konnten wir deutlich die Schäden der Befestigungen wahrnehmen. Das Fort Marabut lag in Ruinen, ebenso die nächsten Strandbatterien. Im Fort El Meks standen noch 2 schwere Geschütze auf den Wällen. Bei dem Fort Kamaria war die Ecke ganz abgeschossen. Das Fort Um Rubede ist wegen der stattgehabten Pulverexplosion ganz unkenntlich, das Leuchtthurmfort gänzlich zerschossen. Der Leuchtthurm selbst hat zwar blos 2 große Löcher, dagegen sind die Wälle ganz abgekämmt, aus einer Kasematte glänzt ein Riesenloch, aus den Fenstern dringende schwarze Streifen zeugen von der stattgefundenen Feuersbrunst. Die Baracken zwischen dem Fort und dem Palaste Ras el tin sind blos ein rauchender Trümmerhaufen. Vom nahen Harem stehen blos die geschwärzten äußeren Mauern. Der Palast selbst ist unbeschädigt, die Kaserne hinter ihm verwüstet. Ebenso weisen die meisten Werkstätten beim Arsenal Spuren des Brandes auf.

Ich landete unmittelbar nach Ankern des „Mars". Ein Freund begleitete mich. Wir beide hatten die schußbereite Waffe in der Hand, denn man konnte nicht wissen, ob sich nicht noch plündernde Araber in der Stadt umhertrieben. Von dem Landungsplatze aus durchschritten wir die Rue de la Douane. Einzelne Araber und Franken, sowie englische Seesoldaten lungerten daselbst. Nach wenigen Schritten schon stießen wir auf die noch brennenden Ruinen mehrerer Häuser. Dann bogen wir in die Rue de la Marquise d'Ibrahim ein, wo sich die zahlreichen Buden des Bazars befanden. Sämmtlich waren sie erbrochen, die Straße mit den verschiedenen Emballagen besäet. Bei einzelnen Häusern waren auch die oberen Stockwerke bis auf die nackten Wände ausgeplündert, dagegen hatten die Araber nichts angezündet, weil sich ihre eigenen Häuser dahinter befanden. Erst auf der Place Ibrahim begann das Ruinenfeld. Von hier bis an das Ende des ungeheuren Mehemed Ali-Platzes ist auch nicht ein Haus intakt geblieben. Wir kletterten lediglich über Ruinen. Bei der beträchtlichen Breite des Mehemed Ali-Platzes (ungefähr wie Unter den Linden in Berlin) waren die Alleen der Mitte vom Schutte frei. Die Statue im Centrum ist unbeschädigt, dagegen bezeichnen blos dampfende unkenntliche Trümmerhaufen die Stätte, wo sich noch vor wenigen Tagen prachtvolle Paläste erhoben. Das Hotel Europe ist förmlich vom Erdboden verschwunden und aus dem Nebenhause schlagen noch die hellen Flammen. Vom Palast Zizinia gegenüber stehen nur noch die herrlichen maurischen Thorbögen. Alle anderen Häuser liegen in Schutt und Asche, nur das Tribunal und die englische Kirche sind unversehrt. Dort stand auch ein starkes Picket englischer und amerikanischer Matrosen, welche eben einen beim Plündern ergriffenen Araber ohne Weiteres erschossen. Der Körper wurde in die rauchenden Trümmer geworfen. Nachdem ich mich legitimirt, ließ man uns weiter passiren. Ich eilte zum Hotel des Messageries, wo ich vor einer Woche gewohnt. Auch diese Gasse war bis auf das Telegraphenamt niedergebrannt. Das Versatzamt hatte sich geweigert, die verletzten Gegenstände herauszugeben. Wegen dieser Vornirthei wird es jetzt die Ehre haben, die Pfandobjekte zu erlegen. Von meinem Hotel stehen blos die nackten Wände aufrecht. Mein Fenster gähnte höhnisch auf mich herab — das Zimmer war verschwunden!

Wir gingen nun eine kleine Strecke längs dem Strande des neuen Hafens (Esthafen). Die Häuser hier waren ebenfalls zerstört. Dicht vor uns brach plötzlich das Hausthor heraus und stürzte ein paar Schritte vor uns krachend nieder. Ein Feuerschein im Innern zeigte uns an, daß der Luftdruck im brennenden Hause dieses Ereigniß veranlaßt.

Nun bogen wir in den Boulevard de Ramle ein, den wir größtentheils unversehrt fanden. Zwei Häuser in vorgeschrittenem Baustadium waren nebst den Baugerüsten unangetastet geblieben. Da es hier nichts mehr zu sehen gab, schlugen wir den Weg zur Rue Cherif Pascha ein, welche den Kulminationspunkt der Verwüstung bot. Das Pflaster verschwand hier wie in den meisten anderen Straßen unter einer Decke von Steinen, Schutt, Balkongittern, Eisenbettgestellen, zerbrochenen und halbverbrannten Möbeln, zerschmetterten Geräthen aller Art, verkohlten Holztrümmern, halbverbrannten Wäsche- und Kleidungsstücken ꝛc. Wir stolperten über diese Trümmerhaufen und fielen in eine Pfütze. Ein Wasserleitungsrohr war nämlich zerbrochen und ergoß einen dicken Wasserstrahl über die Gasse. Das Wasser, welches durchsickert und alles Mauerwerk unterwäscht, wird binnen kurzer Zeit den Einsturz aller noch stehenden Mauern herbeiführen. Zwei derselben sahen wir während unseres Rundganges zusammenbrechen. Aus dieser Straße kamen nun wieder auf den Mehemed Ali-Platz, wo wir warten mußten, bis zwei getangene Araber erschossen waren. Andere Araber mußten die Leichname bei dem Kiosk inmitten des Platzes verscharren.

Um diesem widerlichen Schauspiele zu entgehen, bogen wir um die einzelnde Kirche und passirten einige zerstörte Häuser, aus deren Fensterhöhlen zwei bis zum Skelett abgemagerte Katzen kläglich miauten. Die arme Thiere hatten offenbar seit fünf Tagen nichts gefressen. Auf dem Boden lag eine Unzahl Patronenhülsen verstreut, welche aus dem Laden eines Büchsenmachers stammten, dessen Schild allein noch melancholisch über der erbrochenen Thüre hing.

Den Mehemed Ali-Platz nunmehr in seiner Mitte durchschneidend, erreichten wir die Rue Ibrahim, in welcher das Gemetzel vom 11. Juni seinen Anfang genommen. Einen Blick durch die Querstraße Rue d'Atarine werfend, gewahrten wir, daß von allen Häusern blos noch das österreichische Konsular aufrecht stand — wenngleich sein Inneres, wie ich höre, geplündert worden — während die anstoßende österreichische Post ein Raub der Flammen ward. Zu der Rue Ibrahim standen noch viele Häuser unversehrt, andere waren geplündert, einige auch niedergebrannt. Das Schild einer Hebamme war wohl erhalten geblieben.

Ein abgemagerter Hund kroch heulend über die Straße. Niemand kümmerte sich um ihn.

Die Greuelscenen hatten uns so erbittert, daß wir lebhaft wünschten, plündernde Araber anzutreffen, um sie niederschießen zu können; leider ging dieser fromme Wunsch nicht in Erfüllung. Ein Knabe zeigte uns freilich die Zunge, doch berechtigte uns dies noch nicht zu seiner Tödtung. Ich zeigte ihm natürlich den Revolver, doch nur, um ihm Angst einzujagen; er lief wie ein Wiesel davon. Bei der berüchtigten Arabervorstadt Tartuich begegnete uns der erste Wagen. Mein Freund, dessen Fitze gestern den meinen von dem Klettern über die spitzen Steine der Ruinen ganz wund geworden, nahm den Wagen und wir rollten bis zum Stadtthor, von wo wir rechts bogen und über den neuen Quai zum Landungsplatz zurückkehrten. Während der ganzen Zeit begegneten wir keiner Seele. Die Häuser in dieser Gegend waren, von dem Palmenwäldchen, gegenüber Tartuich, angefangen, unversehrt.

Die wenigen Araber, die uns in der Stadt auffliehen, trugen weiße Binden, zum Zeichen ihrer friedlichen Gesinnungen. Alle ohne solche riskiren von den erbitterten Soldaten niedergeschossen zu werden.

Die Zahl der noch hier ansässigen Araber dürfte 1000 erreichen können — das ist Alles, was von einer über 200,000 Einwohnern zählenden Stadt übrig geblieben. Europäer haben sich bisher noch nicht habil niedergelassen. Die Zahl der Truppen übersteigt sicherlich nicht 2000 Mann, denn wir sahen auf unserem, doch drei Stunden währenden Rundgange durch ein Drittel der Stadt höchstens 200 Mann mit 2 von Matrosen gezogenen Feldgeschützen. Die erbitterten Soldaten machen wenig Federlesens und schießen jeden verdächtigen Araber standrechtlich nieder. Der „Blad Prince" hat gestern und ein anderes Transportschiff heute Nachmittag Truppen gebracht. Der Khedi Tyonmais steht noch aufrecht, da es richtig den in meinem vorigen Briefe erwähnten 14 Montenegrinern gelang, ihn gegen die Angriffe des Pöbels zu schützen.

Der angerichtete Schaden wird auf beiläufig 1000 Millionen Mark geschätzt. Das Haus Menasche enthielt allein zwei, ein anderes 14 Millionen an Werthsachen. Alexandrien ist auf Dezennien hinaus ruinirt. Eine Familie, jene des reichen Bankiers Pepe mit acht kleinen Kindern, war in ihrem Hause eingeschlossen und machte alle Schreckensszenen mit. Sie kamen heute an Bord und erzählten ihre Leidensgeschichte, welche uns Allen Thränen in die Augen lockte. Sie sahen mit eigenen Augen, wie erst die egyptischen Soldaten (incl. Offiziere) die verperrten Thore zertrümmerten und plünderten; dann folgte der Pöbel nach, zerschmetterte nach der Plünderung alles Mobiliar, begoß es mit Petroleum und steckte es in Brand. Daß diese Familie nicht gleich den anderen wenigen in ihren Häusern verletzten Franken ermordet wurde, ist reine Barmherzigkeit Allahs.

Eine interessante Nachricht erfahre ich noch vom österreichischen Generalkonsul. Als Arabi Pascha das Signal zum Plündern und Verbrennen Alexandrias gegeben, sandte er gleichzeitig eine starke Abtheilung Soldaten nach Ramleh mit dem Befehle, auch diesen Ort zu verbrennen und Jeden, der sich retten wolle, **sei es wer immer, zu tödten.** Dadurch hoffte Arabi Pascha, sich auf indirekte Weise des Khedive und Dewisch Pascha zu entledigen, um nach Tewfiks Tod sich zum Khedive ausrufen lassen zu können. Dem verschmitzten Dervisch Pascha gelang es jedoch, durch Geld, Orden, Avancements- und sonstige Versprechungen die Soldaten für sich zu gewinnen, so daß sie im Gegentheil des Khedive Rückzug nach Ras-el-Tin deckten, während ein Theil der Haremsinsassinnen im Boote dahin fuhr. Man sagt, daß Tewfiks Frau den Strapazen und Aufregungen dieser Flucht erlegen sei. Arabi Pascha wurde zum für einen Rebellen erklärt, doch steht er noch mit seiner Armee unweit der Stadt.

Spiridion Gopcevic.